

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 197. Bromberg, den 30. August 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

X.

Woltmann verschwindet.

Woltmanns Gesundheitszustand hatte sich schon so weit gebessert, daß er diese Besserung zu verbergen begann. Er legte sich eine neue Tageseinteilung zurecht. Er stand sehr zeitig am Morgen, wenn es noch dunkel war, auf, rieb sich mit kaltem Wasser ab und machte dann im Waschraum, der um diese Zeit verlassen war, turnerische Übungen. Bisher hatte er ja eigentlich nur seine Beine geübt. Nun übte er auch seine Arme. Zuerst machte er nur freie Armübungen, dann füllte er eine Gießkanne, welche dazu bestimmt war, Kranke abzuduschen, und benutzte sie als Turngerät. Natürlich füllte er sie im Anfang nur zu einem Drittel.

Nach einer solchen Übung machte er einmal einen Rundgang durch das Spital. Obwohl er nun schon sechs Monate dort war, kannte er eigentlich nur sein eigenes Zimmer und das Stück Gang, welches davor lag. Das Haus war groß, und die Gefahr, daß er jemand begegnen könne, war beinahe ausgeschlossen. Die zwei Soldaten, die Nachtdienst hatten, waren ja immer anwesend, aber gewöhnlich schliefen sie im Inspektionszimmer und mußten eben geweckt werden, wenn ein dringender Fall kam.

Die russische Wache schlief unten im Wachtzimmer, und der Posten vor dem Tor war nicht zu fürchten. Der hatte ja nur die Aufgabe, einen Fluchtversuch zu verhindern. Ob ein Kranker zu einer ungewöhnlichen Stunde im Hause herumwanderte, kümmerte ihn nicht.

So kam Woltmann bis ins Erdgeschoß und las neugierig die Aufschriften auf den Türen. Bei der „Monturenkammer“ blieb er stehen und drückte die Klinke nieder. Die Tür ging auf. Woltmann blickte neugierig umher. Es war ein kleiner Raum, ganz ausgefüllt mit hölzernen Regalen. Auf denselben lagen — in Bündeln geschnürt — die Uniformen der Kranken, und an jedem Bündel war mit einer Stecknadel ein Zettel mit dem Namen des Eigentümers befestigt. Bald hatte er sein eigenes Bündel gefunden. Er blickte weiter umher und las die Namen. Plötzlich kam er auf den Namen Hatfeld. Er las ihn ohne besondere Erregung. Also Hatfeld war auch hier. Da konnte er ihn ja einmal aufsuchen! In der untersten Reihe herrschte keine Ordnung. Dort lagen keine Bündel sondern lose Monturstücke. Ganz richtig schloß er, daß diese die Uniformen der im Spital Verstorbenen waren. —

Er hatte genug gesehen und schloß die Tür hinter sich.

Beim Weiterschlendern kam er an einer Tür vorbei, auf der das Wort „Leichenkammer“ stand. Eine unerklärliche Neugierde trieb ihn dazu, hineinzugehen.

Dort waren zwei lange ovale Steintische. Aber nur einer war belegt.

Es war die Leiche eines Mannes von fünfzig bis sechzig Jahren. Er trat näher und betrachtete die Gestalt.

„Eigentlich ein gräulicher Anblick“, dachte er bei sich selbst, wobei aber nichts in ihm mitzitterte. Der Mann war seziert und der große Mittelschnitt, der über den ganzen Bauch bis zum Kehlkopf lief, mit grobem Bindfaden wieder vernäht worden. — Da erfaßte Woltmann ein Gedanke. Hier war etwas nicht in Ordnung. Wie kam ein fünfzig- bis sechzigjähriger Mann ins Kriegsgefangenen-Spital? Seine Kameraden waren doch alle jünger. Höchstens unter den Aktiven gab es ein paar ältere Herren. Er faßte das Gesicht schärfer ins Auge. Die Haare waren abgeschoren, so wie auch seine gewesen waren. Die kurzen Stoppeln aber schienen blond zu sein. Er durchforschte Zug um Zug das Gesicht, das ihm plötzlich bekannt vorkam.

Endlich erkannte er ihn. Es war Hatfeld. Der junge Hatfeld, den die Krankheit und der Tod so unglaublich verändert hatten!

Also auch der war dahin!

In das erste Gefühl der Trauer schob sich der Haß. Gerade ihn hatten sie töten müssen, wo so viele gesund herumliefen, die den Tod tausendmal eher verdient hätten.

Woltmann berührte leicht die Hand seines Freundes zum Abschied. Wie kalt sie war!

Leise zog er die Tür ins Schloß und ging nach seinem Zimmer zurück. Auf dem Weg schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf.

War er auch so verändert wie Hatfeld? Er hatte schon seit Monaten keinen Spiegel gesehen. Über dem Waschtisch im Ärztezimmer mußte doch einer hängen! Leise schlich er sich dorthin. Richtig, da hing er schon. Aus dem Glas grinste ihm ein fremdes Gesicht entgegen. So fremd, daß er sich einen Augenblick umsah, ob er allein sei. War er das wirklich?

Er — Leutnant Woltmann!

Er mußte sein Spiegelbild studieren, um es zu erkennen, so wie er Hatfeld studiert hatte, Zug um Zug. Und es dauerte lange, bis er glaubte, was er sah.

Die Haare waren ihm schon wieder nachgewachsen. Jedenfalls so lang, daß er ihre Farbe unterscheiden konnte. Früher waren sie beinahe schwarz gewesen, nun liefen so viele weiße Fäden darunter mit, daß er wie ein alter Mann aussah. Und durch das Gesicht zogen sich Furchen, die ihm neu waren. Grobe Furchen waren bei den Augenwinkeln und quer durch die Stirn. Die Wangen waren eingefallen, so daß die Backenknochen schärfer hervortraten. „Jetzt sehe ich einem Russen ähnlich,“ dachte er. Der Stoppelbart war mit lichten Fäden durchzogen und ließ die Falten um die heruntergezogenen Mundwinkel durchscheinen.

Sonderbar, früher hatte er doch keine heruntergezogenen Mundwinkel gehabt. Überhaupt — das ganze Gesicht hatte einen anderen Ausdruck. Er erinnerte sich an seine Photographie als französischer Polizeileutnant.

Daß nicht nur die Krankheit, sondern auch die Veränderung seiner Seele sich auf seinem Gesicht ausdrückte, kam ihm nicht in den Sinn.

Er schöpfte höhnisches Vergnügen aus dem Gedanken, daß seine Mitmenschen diese Veränderung an ihm zuwege gebracht hatten.

Und das Gesicht im Spiegel wurde zur Grimasse.

Befriedigt kam er auf sein Zimmer, wo noch alles schlief. Vor ihm dämmerten neue große Möglichkeiten.

Als er sie überdachte, formte sich in ihm ein weiterer Plan. Unentwegt setzte er seine Morgenübungen fort, und bald konnte er die volle Gießkanne mit ausgestrecktem Arm tragen. Seine Kräfte waren beinahe völlig wieder zurückgekehrt.

Durch die Vermittlung der Ärzte erhielt er aus dem Lager zweihundert Rubel. Die ließ er von dem Geld abheben, das ihm die Bank noch immer regelmäßig sandte.

An den Prokuristen Holzhauser schrieb er eine Postkarte, worin er für die Geldsendungen dankte und bat, damit aufzuhören, da er doch keine Gelegenheit habe, das Geld auszugeben.

Das Bild von Herma nahm er aus dem Medaillon und steckte es ein. Das Medaillon selbst sandte er durch einen Kameraden, der als gesund nach der Tjurma zurückging, an Kuppelwalder.

Das Kettchen hängte er sich wieder um den Hals.

Acht Tage später schlich er sich mitten in der Nacht in die Monturenkammer. Dort hatte er ein Bündel mit Kleidern zurechtgelegt. Er hatte die schäbigsten Monturstücke ausgesucht, die sicher ein Wärter dort gegen eine Offiziersmontur vertauscht hatte. Es waren nämlich Mannschaftsmonturstücke.

Aus seinem eigenen Kleiderbündel nahm er seine Schuhe und steckte dafür ein anderes Paar hinein, die er dem untersten Fach entnahm.

Er kleidete sich völlig an, wobei er dreifache Unterwäsche anzog. Einerseits war es draußen ja noch kalt, und andererseits wollte er Wäsche zum Wechseln haben, und mit einem Bündel unter dem Arm konnte er doch nicht durch die Straßen laufen. Als nächstes zog er sich ein Paar hohe Filzstiefel an, ein Paar „Bimmi", wie die Russen sie nannten. Diese Bimmi zog man im Winter über die Schuhe. Er wußte zwar, daß die kalte Jahreszeit bald abgelaufen war, aber dennoch waren sie noch sehr gut zu brauchen; ganz besonders in seiner Lage, denn sie dämpften das Geräusch der Schritte zur völligen Unhörbarkeit. Dann nahm er eine passende Kappe und einen Mantel und suchte sich Leinwandfetzen zusammen, mit denen er seine Taschen vollstopfte. Er brauchte doch Taschentücher und Fußlappen. Dann war er fertig und zog die Tür der Monturkammer hinter sich ins Schloß.

Seinen Fluchtplan hatte er sich im Rohen schon zurechtgelegt. Bei der Unordnung in der Monturkammer konnte man unmöglich feststellen, daß er sich dort mit Mannschaftskleidung ausgerüstet hatte. Sein eigenes Kleiderbündel war vollkommen unberührt, so daß er mit größter Wahrscheinlichkeit darauf rechnen konnte, daß die Russen annehmen würden, daß er sich von irgendwoher Zivilkleider verschafft hatte. So machten es ja alle, die fliehen wollten, und sie wurden auch pünktlich nach ein paar Tagen wieder gefangen. Sein Plan war tausendmal klüger. Er wollte dorthin fliehen, wo man ihn am wenigsten vermutete, nämlich in das Gefangenenlager für Mannschaften. Wohl war er da wieder in Gefangenschaft, aber diese hatten bedeutende Vorteile. Vor allem bot sie ihm für die erste Zeit einen sicheren Unterschlupf. Und dann mußten die gefangenen Mannschaften zum Unterschied von den Offizieren arbeiten. Je nach ihrem Beruf kamen sie zur Landarbeit, in Werkstätten, zum Straßenbau, kurzum sie kamen aus dem Lager immer auf kürzere oder längere Zeit heraus. Dort also lagen für ihn die Möglichkeiten, sich ganz frei zu machen. Erst aber mußte das Geschrei über seine Flucht aus dem Spital erstorben sein, das war die Hauptsache. Wie er seine zweite Flucht machen würde, lag noch in weiter Ferne. Daß sie ihm bei seiner Kenntnis der Landessprache gelingen würde, war sehr wahrscheinlich, besonders da er ja auch dann nicht daran dachte, gleich die Heimat erreichen zu wollen. Erst wollte er eine Zeitlang als Russe unter Russen leben. Das hatte den Vorteil, daß man ihn wieder in einer ganz anderen Richtung suchen würde.

Aber vorläufig war das Nebensache. Zunächst mußte er aus dem Spital hinaus.

Vorsichtig schlich er hinunter in die Hauseinfahrt, vor deren großem geschlossenem Tor die russische Schildwache hin und her schritt. Er rechnete damit, daß auch diesmal — wie schon so häufig — die Ablösung auf die nachlässige Weise geschehen würde, daß der Posten einfach hereinkam und seinen Ablöser weckte. Dabei blieb das Tor eine kurze Zeit unbewacht.

Seine Vermutung stimmte. Als die Turmuhr zweimal schlug, kam der Soldat herein und war so unvorsichtig, das Tor nicht einmal völlig zu schließen. Kaum war er in der Tür des Wachtzimmers verschwunden, zog Woltmann das Tor ein wenig auf. Es knarrte zwar, aber nicht genug, um gehört zu werden.

Er trat hinaus, lief um die Ecke und verschwand im Dunkel der Nacht.

XI.

Anton Erzinger — alias Franz Wachtel.

Durch das klirrend kalte, noch nachtschwangere Dunkelgrau des Frühmorgens stapfte ein Zug von etwa achtzig Kriegsgefangenen. Wie Schattenfiguren kamen sie daher. Noch war das Licht viel zu schwach, sonst hätte man die groteske Ausrüstung dieses Wanderzuges des Elends sehen können. Schundige, zusammengewürfelte Uniformen in allen möglichen Farbtönen vom verschossenen Schwarz bis zum verblichenen Feldgrau — mit aufgenähten Flicken und Lappen, als ob es auf einen Maskenball ging. Alle hatten die Mantelkragen hoch; viele noch einen langen Lappen rund darum gewunden, die Kappen waren ins Gesicht gezogen, und nur die roten Nasenspitzen schauten heraus. Einige hatten selbstgemachte dicke Fäustlinge an den Händen, andere vergruben die Fäuste in den Taschen der Mäntel.

Sie zogen vom Mannschaftslager hinüber zu ihrer täglichen Arbeitsstelle. Einige plauderten, andere rauchten. Vorne und hinten ging ein russischer Soldat. Aber keiner gab viel acht auf die Leute. Der täglich gleiche Dienst hatte sie abgestumpft.

Woltmann hatte den Zug kommen hören. Er drückte sich in eine Nische mit der Statue irgendeines Heiligen an einer Ecke, wo zwei Häuser zusammenstießen. So ließ er die Spitze des Zuges vorbeigehen. Dann trat er mit einem raschen Schritt vor und reihte sich ein. Es gab erstaunte Gesichter, und einer fragte:

„Woher kommst denn du?"

Woltmann gab im groben Dialekt die Antwort:

„Ich bin vom Transport ausgerissen. Habt ihr Platz für mich?"

Die Erklärung war glaubwürdig. Omsk war die größte Durchgangsstation in Westsibirien. Da kamen immer Gefangenentransporte durch.

Einer der Männer vor ihm drehte sich um.

„Was bist du denn?"

„Kutscher und Chauffeur."

„Als Chauffeur kannst du doch mit Werkzeug umgehen?"

Unbedenklich bejahte Woltmann, der ja tatsächlich unter der Leitung des Chauffeurs seines Vaters eine ganz gründliche Kenntnis des Autos erworben und häufig bei Reparaturen mitgeholfen hatte.

„Na, dann geht's ja. Wir gehen in die staatlichen Eisenbahnwerkstätten."

Woltmann erinnerte sich, davon gehört zu haben. Dicht beim Omsker Bahnhof waren langgestreckte Hallen. Dort war eine der größten Reparaturwerkstätten der transsibirischen Linie. Das war nicht ungünstig. Mit Hammer, Zange und Feile konnte er umgehen.

Sein Nachbar begann ihn auszufragen. Aber Woltmann war gut vorbereitet. Er erzählte, daß er Anton Erzinger heiße und erst in einem Dorf an der Wolga in einer Wagenschmiede gearbeitet habe, dann krank geworden und nach seiner Genesung auf den Transport geschickt worden sei. Nach Baikal in Ostsibirien! Unterwegs hätten sie so gehungert, daß er sich entschlossen habe, sich zu drücken. In der Nacht seien sie in Omsk angekommen, und er sei weggelaufen.

Das war alles.

Wieder wandte sich sein Vordermann um.

„Du kannst natürlich mit uns gehen! Wir sind sowieso um zwei Mann zu wenig, die im Spital sind. Heute wird das nicht auffallen, weil sie uns beim Weggehen wieder einmal nicht gezählt haben. Es ist ja eine schlamperte Sauwirtschaft bei diesen Russen, aber ganz sicher ist es doch nicht, daß sie nicht dahinterkommen. Kennst du dich an der Drehbank aus?"

Woltmann verneinte.

„Na dann gehst du halt mit dem Wögerer an die große Bohrmaschine. Da mußt du nur das tun, was der Wögerer sagt. Das ist eine einfache Arbeit." Dann wandte er sich an seinen Nachbar.

„Und den Fischl, den stellen wir wieder an die Drehbank."

„Gut, Herr Feldwebel!"

So, das war also der Führer der Leute! Woltmann beschloß, sich mit dem Mann, der überdies einen recht günstigen Eindruck machte und sich hilfsbereit zeigte, auf guten Fuß zu stellen. Eben drehte der sich wieder um und sagte: „Kinder, macht kein Aufsehen wegen des Neuen. Sagt es nach rückwärts durch. Keiner soll sich um ihn kümmern. Macht's, als ob er zu uns gehörte."

Und so geschah es auch. Eine schwache, halbe Stunde später stand er neben Wögerer an einer übermannshohen Bohrmaschine und half beim Bohren. Er reichte die Bohrstücke zu und schichtete die fertiggebohrten auf der anderen Seite auf. Im Anfang war er unvorsichtig und faßte das gebohrte Stück in der Nähe des Bohrloches. Aber dort war es so heiß, daß er es wieder fallen ließ.

Wögerer grinste vergnügt und reichte ihm einen Fetzen Stoff — voll von Maschinenfett.

„Schmier' dir die Finger mit Fett ein. Dann kriegst du keine Brandblasen!"

Woltmann befolgte den Rat, der wirklich sehr zweckmäßig war.

Nach einer Stunde machte Wögerer eine Pause, um die stumpfen Bohrer wieder zu schleifen. Das war eine schwierige Arbeit, von der Woltmann nichts verstand.

In der kurzen Frühstückspause kam der Feldwebel zu ihm und sagte:

„Na, Erzinger, wie geht's mit der Arbeit?"

Woltmann schmerzten die Arme schon gehörig, da die Bohrstücke, die er anzureichen hatte, doch viel schwerer waren als die Gießkanne, mit der er im Spital geübt hatte. Er beklagte sich aber nicht und erklärte, daß er recht zufrieden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gericht des Haifischgottes.

Erzählt von Werner Bartels.

Die beiden Weißen saßen in ihrem Segelboot und ließen sich von der leichten Brise treiben.

Der eine war noch Neuling hier in der Inselwelt der Sulusee, südwestlich der Philippinen, und wollte mehr von Land und Leuten erfahren: „Ich hörte, neulich hätten sie vor Jolo einen weißen Haifisch gefangen. Gibt es überhaupt so ein Tier?"

Der andere nickte: „Weiße Haifische kommen vor. Nur sind sie selten, und der Aberglaube macht sie seinen Zwecken dienstbar. Es mögen an die zwanzig Jahre her sein, als die Amerikaner noch nicht Zeit genug hatten, um sich näher mit den Verhältnissen hier in der südlichen Sulusee zu beschäftigen. Da lebte drüben auf Mamanuc, einer kleinen Insel mit einer Brackwasserlagune, die nur bei Flut mit dem Meer in Verbindung stand, ein vergnügtes, harmloses Völkchen unter einem beliebten alten Häuptling.

Eines Nachts aber brach infolge eines Seebebens eine Springflut über Mamanuc herein. Sie richtete nicht viel Schaden an, aber eine von den wenigen Palmen, die von ihr umgerissen wurden, traf die Hütte des Häuptlings und erschlug ihn.

Sein Sohn übernahm die Regierung. Er war ein rücksichtsloser herrischer Mensch, und die Leute auf der Insel versprachen sich nichts Gutes von ihm. Außerdem war in der Unglücksnacht ein Vorfall eingetreten, der die abergläubischen Farbigen zu den schlimmsten Befürchtungen veranlaßte. Die Springflut hatte eine Lücke in die Korallenmauer gerissen, die das Meer von der Lagune trennte, und die Rückenflosse eines weißen Haifisches durchfurchte das frühere Brackwasser. Die Insulaner sahen in dem seltenen Raubfisch eine schlechte Vorbedeutung.

Harum, der neue Häuptling machte sich den Aberglauben der Leute dienstbar. Er stempelte den weißen Haifisch zum Gott der Insel, der den ganzen Stamm verderben würde, wenn die Eingeborenen sich nicht gefügig zeigten. Dadurch hielt er die Insulaner solange in Schach, bis er sich von den Nachbarinseln eine Leibtruppe zusammengeholt hatte, die seine Herrschaft gewährleisten sollte.

Nun glaubte Harum, tun zu können, was ihm gerade einfiel. Seine wahre Herrschaft begann, als er sich einer Kleinigkeit wegen über einen seiner Untertanen ärgerte und den Mann von seinen Leibwächtern in die Lagune werfen ließ. Den Rest besorgte eine Minute später der weiße Haifisch.

Harum fand Gefallen daran. Er ließ durch den gefügigen Medizinmann der Insel erklären, der Haifischgott müßte zu jedem Monatswechsel ein Menschenopfer haben, sollte er nicht die ganze Insel vernichten, und vier Wochen später griff sich Harum denjenigen unter seinen Untertanen, der ihm am mißliebigsten war, heraus und warf ihn eigenhändig vom Boot aus in die Lagune.

Fast der ganze Stamm wohnte dem Schauspiel bei. Aus Angst sagte keiner ein Wort.

Bald darauf fiel es dem Häuptling ein, sich eine Frau zu suchen. Seine Wahl fiel auf die junge Sila. Daß diese der Landessitte entsprechend schon als Kind mit einem jungen Insulaner namens Ahmed verlobt worden war und ihm demnächst in seine Hütte folgen sollte, störte den Tyrannen nicht. Er ließ Silas Vater, den alten Hagar, kommen und teilte ihm seinen Entschluß mit.

Der Alte schien über die Ehre, die seinem Hause angetan wurde, sehr erfreut zu sein. Er kam den Wünschen des Häuptlings sogar in jeder Weise zuvor: „Ich rate dir, deinen Entschluß noch nicht bekannt zu geben. Wir stellen uns so, als sollte die Hochzeit der beiden jungen Leute stattfinden, doch einen Tag vorher erklärst du, der Haifischgott wollte gerade Ahmed zum Opfer haben, und dann ist für dich jedes Hindernis beseitigt."

Der Häuptling lächelte erfreut angesichts eines so großen Verständnisses.

Es kam, wie die beiden es verabredet hatten. Am Vorabend der Hochzeitsfeier nahm die Leibgarde des Häuptlings den verdutzten Bräutigam fest, fesselte ihm die Hände, lud ihn in ein Boot und fuhr fünfzig Meter auf die Lagune hinaus.

Die Insulaner sahen dem Schauspiel in stummer Wut zu, hörten, was der Häuptling sagte: „Der Haifischgott hat Ahmed zum Opfer gefordert. Er würde Unglück über euch alle bringen, wenn ich den Befehl nicht ausführen ließe." Dann brachte er beide Hände als Trichter vor den Mund und schrie über das Wasser hinüber: „Werft ihn über Bord!"

Ahmed flog in die Lagune. Er versuchte mit den gefesselten Händen zu schwimmen, das Ufer zu erreichen, doch er kam nur langsam vorwärts. Und dann tauchte die Rückenflosse des weißen Hais auf. Sie durchschnitt, freilich ein wenig langsamer als sonst, das Wasser und hielt auf das Opfer zu.

Die Eingeborenen ballten die Fäuste. Jetzt mußte das Ende kommen.

Doch dann starrten sie verständnislos ins Wasser. Denn langsam zog der Hai einen engen Kreis um Ahmed. Es schien, als stieße der Fisch das Opfer mit der spitzen Nase in die Seite. Aber das Raubtier packte nicht zu. Es wandte sich und schwamm träge vom verachteten Opfer fort.

Ahmed erreichte das Ufer. Ein Messerschnitt Hagars löste seine Handfesseln.

Der Häuptling schäumte vor Wut. Er wollte seinen Leibwächtern schon den Befehl geben, das Opfer an Händen und Füßen zu binden und nochmals in die Lagune zu werfen. Doch dann stutzte er. Seine Leute wichen langsam zurück, hielten den Blick zur Erde gesenkt. Sie sagten durch ihre Haltung deutlich genug: „Wir verweigern dir den Gehorsam!"

Der Verdutzte fand keine Zeit zur Überlegung. Dann plötzlich brüllte die Stimme des alten Hagar auf: „Ein Wunder ist geschehen! Der Haifischgott hat selbst bewiesen, daß er Ahmed nicht als Opfer haben will. Der Häuptling hat gelogen. Der weiße Hai will ihn selbst haben!"

Einen Augenblick lastete drückende Stille über den vier-, fünfhundert Menschen am Ufer der Lagune. Dann fielen die Insulaner plötzlich wie ein Mann über den verhaßten Häuptling her, und kein einziger seiner Leibwächter

kam ihm zu Hilfe. Hatte nicht der Haifischgott sein Urteil deutlich genug gefällt?

Schon wollte ein Dutzend Fäuste den schreienden Harum ins Boot heben, um ihn in die Lagune zu werfen. Doch Hagar mischte sich selbst ein: „Nein, er soll erst in vierundzwanzig Stunden sterben. Solange kann er über seine Verworfenheit nachsinnen, und die Todesangst wird seine Strafe verschärfen."

Die Insulaner waren damit einverstanden. Vierundzwanzig Stunden später flog Harum in die Lagune. Wie ein Pfeil schoß die Rückenflosse des weißen Hais auf das Opfer zu. Der Todesschrei des gestürzten Häuptlings erstickte im Wasser."

Der Neuling schüttelte erstaunt den Kopf: „Gibt es denn keine Erklärung dafür, daß der Hai diesen Ahmed nicht zerriß? Die Geschichte klingt ja fast unglaublich."

Der andere lachte: „Die Erklärung ist sehr einfach. Hagar, dieser alte Fuchs, hat sie mir selbst gegeben: In der Nacht, bevor auf seinen wohlüberlegten Rat hin Ahmed geopfert werden sollte, fütterte der Alte den Hai mit dem Fleisch von sechs Schweinen so ausgiebig, daß die Bestie mit dem besten Willen nichts mehr fressen konnte. Vier- und zwanzig Stunden später aber, als Harum ins Wasser geworfen wurde, hatte sich der Appetit wieder eingestellt."

Der verborgene Amor.

Humoreske von **R. Georg Wenzig**-Schweidnitz.

Daß der neue Unterförster des Grafen Sarn-Berries Hals über Kopf in die bildsaubere Zenzi verschossen war, obwohl er erst zwei Monate seine Stellung innehatte, blieb in der kleinen Gemeinde Bruckengries nicht verborgen. Und ein ebenso offenes Geheimnis war es auch, daß der alte Tschenraiter, der Vater Zenzis und Gemeindevorsteher von Bruckengries, den Teufel tun würde und seine einzige Tochter und Erbin des schönsten Hofes im großen Umkreis einem Hungerleider und Habenichts im grünen Rock zu geben. Und des Weiteren wußte jeder, daß die saubere Zenzi ihrem blonden Anderl, dem neuen Unterförster, ihr kleines Herz geschenkt und bereits mehrfach gewaltige Tränenfluten aus ihren blauen Augen ergossen hatte, in der Absicht, die starren Ansichten ihres Herrn Vaters wegzuschwemmen. Ohne Erfolg, selbstverständlich. Denn was der dicke Tschenraiter einmal gesagt hatte, das blieb gesagt! Und daran konnten auch die Tränen seiner sonst von ihm so sehr geliebten Einzigen nichts ändern. — — —

In der Wirtsstube des Gasthauses „Zum Türken" saßen die Honoratioren von Bruckengries um den runden Tisch in der Ofenecke beim Abendtrunk. Die Bauern besprachen eifrig die Wahl, die vor der Tür stand, und der Herr Tschenraiter verbreitete sich eingehend über die Pflichten des Wahlvorstehers. Er hatte dieses Amt seit Jahren inne und besaß hierin eingehende Kenntnisse.

An einem Tische in der tiefen Fensternische trank der Unterförster Anderl seinen Schoppen und schaute anscheinend gelangweit auf die Dorfstraße hinaus, lauschte aber dabei mit seinen scharfen Ohren auf die Gespräche am Ofentisch. Dort war man allmählich in das beliebte Thema des Dorfklatsches geraten. Dazwischen fing man an, sich gegenseitig ein wenig zu frozzeln. Eben mischte sich der Wirt in die Unterhaltung, als der dem Tschenraiter den dritten Schoppen hinstellte: „No, Tschenraiter, ma sogt, daß Dei Zenzi doch noch den Herrn Unterförschter heiraten tut! Wie ist's nacha? Hast eppes Dei Sinn geändert?"

Der Gemeindevorsteher hieb mit der Faust auf die weißgescheuerte Tischplatte, daß die Bierkrüge einen Hopser sprangen, und seine kleinen Augen suchten die Fensternische, wo der Anderl hockte und tat, als ob er kein Wort von des Wirtes Anzapfung verstanden hätte.

„Domit endli amal Schluß is mit deana Geschwätz", brüllte er, „und domit auch der Herr Unterförschter mei Meinung aus mei'm Mund gschpürn koan, erklär i hiermit unter Zeugen: Wenn der Herr Unterförschter mir sei Bewerbung um mei' Tochter Zenzi schriftlich einreichen tut und i sie in der Öffentlichkeit vorlesen muß, dann soll er die Zenzi hab'n!"

Mit drei schnellen Sprüngen war der Anderl an dem Ofentisch, kaum daß die letzten Worte gefallen waren.

„Ist das Euer Ernst, Gemeindevorsteher?" fragte er und streckte dem Sprecher seine Hand entgegen.

„Mei Ernst!" bestätigte Tschenraiter und schlug in die Hand des Burschen ein. „Aber mei Versprechen gilt bloß für siebene Tag von morgen an gerechnet. Und wenn bis dahin Dei Bewerbung nicht eingelaufen ist oder i sie nicht vorlesen muß, nacha darfst' nie mehr um die Zenzi anfragen."

„Das soll ein Wort sein!" rief der Jäger schmunzelnd. Dann riß er seinen Hut vom Nagel, warf die Büchse über die Schulter und stürzte mit kurzem Gruße aus der Tür. — —

Der Gemeindevorsteher Tschenraiter stülpte als Wahlvorsteher der Gemeinde Bruckengries die Wahlurne um und öffnete die Umschläge. Er hatte sich die Brille auf die Nase geklemmt und las mit lauter Stimme die Ergebnisse vor. Plötzlich stutzte er, als er aus einem vorschriftsmäßig gestempelten Umschlag einen halben Briefbogen zog und ihn entfaltete. Er überflog die wenigen Zeilen, dann ballte er den Bogen zusammen und wollte ihn in die Tasche stecken.

„Herr Wahlvorsteher, es ist Ihre Pflicht, dem Wahlausschuß sämtliche Zettel aus der Wahlurne zur Kenntnis zu geben!" rief mit klarer Stimme der Unterförster Anderl, der als Beisitzer an dem Tische saß.

„Dös brauch ich fei net! Dös is a Privatbrief!" protestierte Tschenraiter erregt.

„Privatbriefe in der Wahlurne gibt es nicht!" entgegnete Anderl. „Ich bitte die Herren Beisitzer festzustellen, daß der Herr Wahlvorsteher den Inhalt des Schreibens bekanntgeben muß!"

Die Beisitzer nickten. Tschenraiter griff in die Tasche und warf den Papierknäuel wütend auf den Tisch: „Da, lest's Euch dös Gewäsch fei selbst. Ich mag net!"

Schon streckte der stellvertretende Vorsitzende die Hand nach dem Schreiben aus, als der Lehrer sich einmischte und bemerkte, daß nach der Vorschrift der Wahlvorsteher selbst die Ergebnisse zu verkünden habe.

Nun nützte es nichts mehr. Seufzend ergriff der Gemeindevorsteher den Brief, glättete ihn mit der flachen Hand und las stockend und zögernd:

Herrn Gemeindevorsteher Tschenraiter, Bruckengries.
Hierdurch bitte ich um die Hand Ihrer Tochter Zenzi.
Hochachtungsvoll Anderl Gschonner, gräflicher Unterförster.



Das Tempo der Mode.



Er: „Liebling, ich habe dir die Pyjamas gekauft, die du gestern bewundert hast!"

Sie: „Zu spät. — Sie sind nicht mehr modern!"

* **Was ist ein Kompromiß?** Wenn der Ehegatte auf den Ankauf eines Fahrrades und die Ehegattin auf den Ankauf eines Motorrades besteht und man sich schließlich auf den Ankauf eines Kinderwagens einigt.

* **Aufklärung.** Im Lesebuch kommt das Wort Erbstück vor. Franz fragt den Lehrer, was das ist.

„Eine Sache", sagt der Lehrer, „die erst dein Großvater, dann dein Vater und schließlich du bekommst."

„Also meine Hosen", ist Fritzchen plötzlich aufgeklärt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.